

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 1 (1925)
Heft: 13

Artikel: Der gelbe Drache [Fortsetzung]
Autor: Mills, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER GELBE DRACHE

ROMAN VON ARTHUR MILLS / AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN VON MARTIN PROSKAUER

Neu eintreffende Abonnenten erhalten den erschienenen Teil des Romans gegen Portovergütung nachgeliefert.

James machte eine Bewegung zur Tür. «Ich muß gehen und sehen, was aus den anderen geworden ist.»

Chen Chi Mei lächelte freundlich. «Ich bedaure, daß es nicht möglich sein wird.»

«Was soll das heißen? Ich werde doch nicht hier rumsitzen und den Vicomte im Fort allein lassen. Und meine Kameraden —?»

«Von den Herren Offizieren habe ich keine Nachricht,» sagte Chen Chi Mei. «Es ist möglich, daß sie nicht mehr leben. Für den Vicomte de Voiza können Sie nichts tun. Ich habe es schon erklärt.»

«Ach was,» sagte James, «ich kann mich nicht den ganzen Tag mit Ihnen herumstreiten. Jetzt lassen Sie mich durch,» und er ging zur Tür.

Aber Chen Chi Mei trat schnell aus dem Tür Rahmen zurück und warf die Tür zu. James versuchte es an der Türklinke, preßte die Schultern gegen das Holz — es war zwecklos, er war eingeschlossen. Gegen die Wände schlagend, rief er laut. Aber ein Lachen antwortete ihm von oben. Und aufsehend, bemerkte er auf einem kleinen Balkon am oberen Ende des Zimmers Chen Chi Mei, der seine Anstrengungen beobachtete. James schüttelte die Faust gegen ihn.

«Was für einen Trick spielen Sie da?»

Der Chinese kicherte höhnisch.

«Spielen?» sagte er. «Wer spricht vom Spielen. Passen Sie auf, ich werde Ihnen etwas zeigen.»

Er gab einen Befehl über die Schulter zurück, und zwei Diener schleppten eine an Händen und Füßen gebundene, mit dicken Schleiern verhüllte Gestalt herein.

Chen Chi Mei wickelte den Schleier ab, und James starrte auf Jasmine.

Ihr loses Haar umgab ein leichenblaues Gesicht; ein buntes Taschentuch war ihr um den Mund geknotet. An Händen und Füßen gebunden, konnte sie sich allein nicht bewegen, nur ihre blauen Augen sprachen und starrten verächtlich auf Chen Chi Mei. Der Chinese zeigte auf James und grinste. Da sah sie ihn und zuckte zusammen.

«Jasmine!» rief James, «wie kommen Sie hierher?»

Sie versuchte zu sprechen, aber der Knebel hinderte sie.

Chen Chi Mei winkte einem der Diener, das Tuch vom Mund abzunehmen. Zuerst konnte sie nicht sprechen, dann sagte sie, die Kiefer beugend:

«Sie haben mich in einem Tanzlokal überfallen. Der schmutzige Kerl, der Melota, war dabei. Aber wie kommen Sie hierher? Ich wußte gar nicht, daß Sie in Schanghai sind?»

«Ich wußte es von Ihnen auch nicht,» sagte James. «Seit wann sind Sie hier?»

«Seit zwei Tagen,» sagte Jasmine zögernd. «Ich hoffe, die Luftveränderung würde mir guttun.»

Chen Chi Mei hörte zu und fächelte sich behaglich.

«Eine Luftveränderung ist immer gut,» sagte er, «man verändert die Luft, die Umgebung, die Bekanntschaften.»

Jasmine starrte ihn an.

«Warten Sie nur, wenn der Konsul hört, was Sie getan haben!»

«Glauben Sie, daß der Konsul es hören wird?» sagte Chen Chi Mei. «mein bescheidenes Haus steht nicht in der Kolonie. Hier herrscht das Gesetz von China. Aber Chen Chi Mei möchte nicht, daß diese Gesetze seinen Gästen mißfallen, er wünscht sehr, daß sie sich daran gewöhnen.» Er winkt mit der Hand zu James. «Der junge englische Herr Offizier hält es nicht für richtig, daß die Männer meines Landes sich an der Gesellschaft der englischen Damen erfreuen. Die schmutzigen Chinesen, nicht wahr? Für die Chinesen gibt es andere Gesetze als für die große weiße Rasse; sie müssen mitten auf der Straße gehen, damit ihre Gegenwart nicht die Passanten beleidigt. Sie dürfen einer Dame nichts schenken, weil sie ihnen das Geschenk ins Gesicht wirft.»

Chen Chi Mei fingerte an seiner Halskette. «Sie müssen demütig sein und die Augen zu Boden richten, wenn eine junge Dame vorbeigeht. Sage ich die Wahrheit — Herr Leutnant Drew?»

Er sprach sehr leise, mit dem nasalen Beiklang, den Chinesen in zorniger Erregung leicht annehmen. James trat unter den Balkon und schüttelte die Faust gegen ihn.

«Verdammt Schurke! Lassen Sie das Mädchen sofort frei.»

Chen Chi Mei zog einen kleinen Revolver aus dem Aermel.

«Ich bedaure sehr, daß sie gebunden werden mußte, aber als sie wach wurde und ich sie besuchte, wollte sie mich mit diesem kleinen Spielzeug töten, das sie in ihrem Kleid trug. Vielleicht hat das Fräulein jetzt Gelegenheit, klüger zu sein.»

Er winkte wieder dem Diener, der die Schnur von den Händen und Füßen befreite.

Sie rieb ihre schmerzenden Glieder.

Chen Chi Mei sah auf seine Uhr. «Es ist spät, wir wollen zusammen essen, so kann der Herr Leutnant Drew die guten Manieren eines chinesischen Gentleman beobachten, wenn er Gäste hat. Denn der Herr Leutnant ist doch so böse geworden, weil ich die Dame eingeladen habe, mit mir Wein zu trinken, nicht wahr?»

Die Diener kamen und machten einen Tisch für drei Personen in James' Zimmer zurecht.

Dienern, das Zimmer zu verlassen. Dann faltete er die Hände um seinen dicken Leib, lehnte sich zurück und verbeugte sich erst zu Jasmine und dann zu James.

«Ich habe die Diener fortgeschickt, damit wir uns aneinander freuen können. Ich hoffe, daß Sie meine Gastfreundschaft achten und nicht die kleine Angelegenheit unterbrechen, die ich Ihnen jetzt unterbreiten werde. Es ist eine dringende Sache, und eine Unterbrechung mit Gewalt würde...» Chen Chi Mei zuckte mit den Schultern und zeigte auf den Balkon, von wo zwei Chinesen mit untergeschlagenen Beinen sitzend sie bewachten.

«Gut, weiter,» sagte James.

Chen Chi Mei ließ sich nicht antreiben. Nach chinesischer Art genoß er die Situation um so mehr, als er das Hangen und Bangen seiner

würde ich fühlen, daß Sie nicht mehr die Beziehungen zwischen einem weißen Mädchen und einem Chinesen mißbilligen. Es wäre mir ein großes, ein sehr großes Vergnügen, das zu wissen.»

«Das glaube ich,» sagte James, aber ein Blick aus Jasmynes Augen ließ ihn anhalten. Es war wie ein Signal: «Es hat keinen Zweck, sich zu ärgern, das hilft uns nicht.»

Chen Chi Mei suchte in seinem umfangreichen Aermel und brachte ein kleines, schwarzes Gebetbuch zum Vorschein.

«Ich habe hier ein englisches Gebetbuch und hier das Symbol der englischen Ehe.» Er legte einen glatten goldenen Ring auf den Tisch. «Dort ist Papier und Tinte zum Unterschreiben der Heiratsurkunde, und wenn der Herr Leutnant Drew will, können wir jetzt beginnen.»

Das war für James' Selbstbeherrschung zu viel. Er nahm den Ring und warf ihn auf die Erde.

«Hol der Teufel Ihre Frechheit!» sagte er zu Tsao, «jetzt ist es genug. Lassen Sie die Dame und mich sofort aus dem Haus oder...»

«Oder?» sagte Chen Chi Mei ruhig.

James starrte hilflos um sich. Sie waren hoffnungslos gefangen.

«Lassen Sie sich eins sagen — und wenn Sie mich fünfzig Jahre hier behalten, werde ich keinen Finger für Sie rühren.»

«Sie werden nicht fünfzig Jahre hier sein,» sagte Chen Chi Mei. «Sie werden es heute tun oder nie. Morgen werden Sie tot sein, und sie — er zeigte auf Jasmine — «wird mit nach Kwangtung kommen, ohne den Vorteil einer — gesetzlichen Erledigung.»

James lachte. «Und Sie wollen die Engländer kennen? Sie glauben doch nicht, daß ein Engländer durch eine solche schändliche Tat sein Leben rettet. Außerdem wollen Sie mich ja doch auf jeden Fall umbringen, also was macht es auch?»

«Die Chinesen sind ehrlich,» sagte Chen Chi Mei, «wenn ich sage, daß Sie frei ausgehen sollen, so wird es so sein. Aber wenn Sie Ihr eigenes Leben so wenig schätzen — schätzen Sie das Leben Ihrer Freunde vielleicht höher. Ich habe eben Nachricht von den beiden Leutnants erhalten, die nach Norden gegangen sind.»

«Billy und Eustace! Wie geht es Ihnen?»

«Es geht ihnen gut, aber es kommt darauf an, was Sie meinen, sie leben und sind unverletzt.»

«Gott sei Dank!» sagte James.

«Und hier schicken sie Ihnen eine Nachricht.» Er reichte James ein Papier, das James als ein Blatt erkannte, das aus Billys Rennkalender gerissen war. Mit Bleistift war darauf gekritzelt: «An den Vicomte de Voiza oder James Drew!

Sache sieht hier häßlich aus. Können Sie herkommen? Schätzen Position vier Meilen westlich von Schanghai, Pagode Nordseite des Hauses. Haben Ueberbringer hundert Dollar für Erledigung versprochen.»

Eustace. Billy.»

James las die Nachricht langsam, sie war zweifellos echt. Das wichtigste war, ihnen die gewünschte Hilfe zu bringen. Er reichte Jasmine den Zettel.

«Wer ist Vicomte de Voiza?» fragte sie.

«Der Mann, der uns in diesen ganzen Trubel hineingeritten hat,» sagte James bitter. «Er war in Hongkong. Sie haben ihn wohl nicht gesehen. Erinnern Sie sich an den Mann, der auf Benvenuto das Derby gewonnen hat? Das war er.»

Jasmine wurde totenbleich und legte die Hand über die Stirn.

«Was ist los?» fragte James.

«Nichts. Das Zimmer ist nur so heiß wie die Hölle. — Aber wenn — der Vicomte im Astor-House-Hotel ist, wird er Sie doch vermissen und zum Konsul gehen!»

Chen Chi Mei grinste.

«Der Vicomte kann nicht zum Konsul gehen, er ist im Woosung Fort; draußen oder vielleicht schon drinnen sind die Truppen der kaiserlichen Regierung. «Also, was soll geschehen?»

«Sofort Hilfspatrouillen schicken,» sagte James.

«Und wenn ich es nicht tue?» fragte Chen Chi Mei, nahm eine Lotosblume aus einer Wasserschale und roch daran.

James antwortete nicht. Er starrte Jasmine an. Wenn Chen Chi Mei keine Hilfe schickte, verloren Billy und Eustace vielleicht ihr Leben.

«Ich verlange doch nicht mehr,» fuhr der Chinese fort, «als einen kleinen Dienst, den ein Gentleman dem anderen erweist. Nur die Unterschriften auf dem Papier — Ihre, die der Dame und meine — die beweisen, daß die richtige Trauung vollzogen worden ist. Und wenn wir dann noch nach dem Gesetz meines Landes verheiratet sein werden, wird alles gut sein.» Er richtete seine Augen gierig auf Jasmine. «Sie wird mir dann für immer gehören.»

(Fortsetzung auf Seite 10)



Am St. Moritzersee

Phot. Steiner

Die Gerichte waren ähnlich wie die im Teehaus zum Weidenbaum, aber doch umständlicher gekocht. Ursprünglich wollte James es ablehnen, sich mit dem Chinesen zum Essen zu setzen, aber seine Ueberlegung sagte ihm, daß er ganz in der Hand des Mannes war und es nicht darauf ankam, ob er aß oder nicht, höchstens, daß er durch das Essen seine Kräfte behielt und Jasmine eher helfen konnte.

Die drei waren eine merkwürdige Tischgesellschaft. Vier Diener blieben ständig im Zimmer, während die anderen mit Platten hin und her liefen.

James erriet den Grund und erkannte, daß mit Gewalt nichts auszurichten war. Am meisten erstaunte ihn die außerordentliche Ruhe von Jasmine. Ihr drohte Schrecklicheres als James, aber sie aß mit größtem Behagen. Da ihr Chen Chi Mei auch ihre Handtasche überreicht hatte, puderte sie sich und zog die Lippen wie gewöhnlich mit dem Farbstift nach. Sie erschien James hübscher als je zuvor; und in dem furchtlosen Blick ihrer Augen und der festen Kinnlinie lag ein besonderer Reiz. Was für ein Narr mußte ihr erster Gatte gewesen sein, von dem sie erzählt hatte. Wenn man sie richtig behandelte, wäre sie eine Frau gewesen, auf die jeder Mann stolz sein durfte.

Das Essen, das James unendlich lang erschien, war zu Ende. Chen Chi Mei winkte den

Opfer hinziehen konnte. Er knackte eine Erdnuß und aß sie behaglich auf.

«Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß es immer mein Ehrgeiz war, eine englische Frau zu besitzen. In meinem Palast in der Provinz Kwangtung habe ich andere Frauen, wie Buddha, unser Herr, es erlaubt, aber wenige Chinesen haben englische Frauen, mit denen sie nach englischer Sitte verheiratet sind.»

«Wo wollen Sie eine weiße Frau finden, die Sie heiratet? Oder einen Geistlichen?» höhnte James.

«Eine weiße Frau!» Chen Chi Mei spreizte die Hände aus, «es ist mein Glück, daß ich in diesem Augenblick eine sehr entzückende weiße Dame in meinem Hause habe!»

Er sah Jasmine an, die seinen Blick ruhig erwiderte. «Ein englischer Geistlicher ist schwierig zu beschaffen, aber ein englischer Herr, der die Heiratszeremonie abhält, wird doch wenigstens der Beweis sein, daß meine Absichten ehrlich sind, so glaube ich, daß das genügt.» Chen Chi Mei sah James an.

Jasmine lachte.

«Er denkt, Sie werden das machen.»

In diesem Augenblick hätte James den Chinesen mit der bloßen Hand erwürgen können. Die Unverschämtheit war schon erstaunlich.

«Wenn Sie nun diese kleine Zeremonie für uns vollziehen,» fuhr Chen Chi Mei fort, «so

(Fortsetzung von Seite 7)

Er machte eine kleine Pause.

«Das kommt nur auf die Unterschrift und die wenigen Worte an, die Sie sprechen sollen. In China gibt es viel Geschwätz; und wenn die weißen Männer in den großen Häfen hören, daß ein Chinese eine weiße Frau in seinem Hause hat, gibt es vielleicht Nachforschungen, die mir nicht gefallen. Dann kann ich mein Papier zeigen, die Unterschrift des britischen Offiziers, der Zeuge war. Und die britischen Herren Offiziere sind doch alle ehrenwert, nicht wahr? Ich brauche nichts weiter zu sagen.»

Der diabolische Plan von Chen Chi Mei war James jetzt ganz klar. Wenn er Tso's Willen erfüllte, ließ er Jasmine in lebenslängliche Sklaverei gehen. Hätte sein Schicksal allein von der Unterschrift abgehungen! Aber da waren noch Billy und Eustace.

Chen Chi Mei beobachtete ihn genau.

Jasmine hörte zu, ohne zu sprechen. Sie sah so abwesend aus, als ob es sie gar nicht angehe. Ihre Ruhe war beunruhigend.

Chen Chi Mei sah auf die Uhr. «Es ist jetzt elf Uhr. Wenn das Leben Ihrer Kameraden gerettet werden soll, muß mein Bote um zwölf Uhr gehen. Ich lasse Sie allein. Sie haben eine Stunde Zeit zur Entscheidung.»

Er verbeugte sich würdevoll vor Jasmine und James und verließ das Zimmer.

Kapitel 20.

Billy und Eustace fanden ihren Führer, wie es verabredet war. Der Mann sprach englisch und brachte sie in einem Automobil in einer halben Stunde durch die Außenbezirke von Shanghai. Hier wurde die Straße so schlecht, daß sie den Wagen verlassen und gehen mußten.

Die Dämmerung brach gerade herein und der Himmel färbte sich von einem rosenfarbigen Band am Horizont zu tiefem Blau. Sie gingen durch Reisfelder zu einem langen, niedrigen Gebäude, das eine Meile entfernt stand. Schräge rote Straßenhunde liefen aus den Dörfern der Stadt zu, um dort Abfälle zu fressen. Ein langhörniger, grauer Wasserbüffel sah sie neugierig an. Der Führer zeigte auf einige aus Stein gebaute Häuser.

«Das sind die Kasernen, dort bekommen Sie Ihre Uniformen.»

«Famos,» sagte Billy. Er war in großartiger Laune, das ganze Unternehmen entsprach seinem Sinn für Humor.

Eustace fand die Dinge nicht so lustig. Er hatte sich mit seiner gewöhnlichen Sorgfalt angekleidet, trug seidene Strümpfe, blanke braune Schuhe und eine sauber gebügelte weiße Uniform.

«Müssen wir uns umziehen?» fragte er.

«Natürlich, du kannst doch nicht so in die Gräben.»

«Was für Gräben?»

Billy hatte mit dem Führer gesprochen und konnte eine Erklärung geben: das dort waren die Regierungskasernen.

«Die Regierungstruppen sind abgedrückt, und jetzt sind Chen Chi Mei's Leute drin. Und wir sollen die Front halten, damit die Regierungstruppen nicht zurückkommen.»

«Von wo?»

«Von Norden. Die kommen von Hankow, weißt du das nicht?»

«Ich habe keine Idee, von wo man hier kommt und wohin es geht. Ich weiß nur, daß ich brennend gern einen Schnaps möchte.»

Jetzt hatten sie das Gebäude erreicht, der Führer brachte sie durch ein eisernes Tor in den Hof.

Die merkwürdigste Sammlung von Leuten stand auf dem Platz. Manche trugen Hosen mit Sporen dran, andere Reithosen mit Strumpfbändern zusammengehalten, die meisten trugen Khakimitzen, einige hatten Gewehre, einer hatte eine Schrotflinte und ein anderer einen Revolver an einer Schnur um den Hals.

Der Führer rief: «Wong!»

Ein kleiner fatter Kerl löste sich aus einer Fan-Tan-Gruppe und kam näher. Der Führer sprach mit ihm chinesisch und zeigte von Zeit zu Zeit auf die beiden Engländer.

Wong hörte ernst zu und zog dann ein riesiges Schwert langsam aus der Scheide.

Billy betrachtete den Säbel mit Interesse, Eustace mit Mißtrauen. Der kleine Mann stützte das Schwert auf den Boden und begann unständlich zu sprechen. Der Führer sagte etwas auf Chinesisch, worauf der kleine Mann sein Schwert wieder wegsteckte.

«Das ist der kommandierende Offizier der Truppen. Ich habe ihm gesagt, daß Sie von General Chen Chi Mei kommen. Er hat geschworen, sich mit seinem Schwert zu töten, wenn er nicht zu Ihrer Zufriedenheit dient.»

Wieder sagte der kleine Mann etwas zu dem Führer. Dieser übersetzte:

«Er fragt, ob Sie etwas Tee möchten, er bittet um Entschuldigung, daß es nur Soldatente ist.»

Der Mann ging über den Platz in einen Raum am Ende der Kaserne. Dort brannte ein Feuer aus Holzschichten; der chinesische Offizier stellte einen Kessel darüber und bereitete vier Tee-

schalen mit Tee, was umständlich war und viel Zeit erforderte.

Inzwischen fragte Billy den Dolmetscher aus. Er erfuhr, daß die Truppen hier seit einer Woche lagen, daß niemand seinen Lohn empfangen hatte und sie auch keine Verteidigungsmaßregeln ergriffen hatten, ferner, daß sie die Tage mit Fan-Tan, Tee trinken und politischen Diskussionen verbrachten.

«Da muß was geschehen,» sagte Billy zu Eustace, «erst wollen wir uns Uniformen suchen, dann Besichtigung ansetzen und die Verteidigung einrichten.»

Eustace gähnte.

«Sei doch nicht so gräßlich energisch. Die Jungens haben sich doch bisher sehr wohl gefühlt. Wenn du anfängst, das Land auszubuddeln und hin und her zu marschieren, gibt es vielleicht wirklich eine Schlacht. Und wozu?»

Danach zogen sich Billy und Eustace zum Frühstück in die Kaserne zurück. Um fünf Uhr ging Billy, um die Stellung zu revidieren.

«Wenn du wüßtest, wie du aussiehst,» sagte Eustace und sah Billys riesengroße rote Hosen an. «Ich verstehe nicht, warum du nicht deine gewöhnlichen Sachen trägst.»

«Geht nicht,» sagte Billy. «Das ist gegen die Abmachung der Genfer Konvention.»

Eustace lachte. «Dir werden sie schon Genfer Konvention geben, wenn sie dich erwischen! Na komm, gehen wir die Linie entlang.»

Billy hatte den Lauf des Schützengrabens so geschickt gewählt, daß er von der Straße aus nicht leicht gesehen werden konnte. Er hatte Wong den Auftrag gegeben, den Graben mit trockenen Gräsern und Zweigen zu verschleiern.

Als die beiden das Kasernentor verließen,



Frauenscönheit

Phot. Hembo

Aber Billy war nicht zurückzuhalten. In einer halben Stunde erschien er in roten Zuavenhosen, einem Khaki-Hemd, blauem Lackledergürtel und seinem eigenen Tropenhelm. Die Ausrüstung hatte er aus einem Haufen herausgesucht, den ihm der Führer gezeigt hatte. Die Zuavenhosen stammten noch von dem Boxeraufstand vor zwanzig Jahren.

Eustace hockte mit dem chinesischen Führer auf dem Fußboden und wettete mit ihm bei einem Grillen-Kampf, eine fast so wie Fan-Tan-Spielen beliebte Unterhaltung der Soldaten. Tatsächlich hat fast jeder Mann eine Grille, die er in einem Strohkäfig bei sich hält.

«So,» sagte Billy, «jetzt wollen wir mal die Verteidigung einrichten.»

Eustace sah ihn für einen Augenblick sprachlos an. Dann stand er auf und rief:

«Ah, Herr General!» und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

«Halt den Mund!» sagte Billy böse, «das ist kein Spaß. Ich habe mit dem Dolmetscher gesprochen, er sagt, die Leute aus dem Norden kommen sicher zurück; sie können nur diesen Weg nehmen, den einzigen nach Shanghai. Und wenn sie dich erwischen, mein Junge, kochen sie dich in Oel, das wäre dir doch nicht gerade lieb!»

In den nächsten vierundzwanzig Stunden änderte sich allerlei. Ein Schützengraben wurde ausgehoben und die merkwürdige Streikraft mit Hilfe des chinesischen Führers in zwei Gruppen geteilt, die, sich abwechselnd, den Graben Tag und Nacht bewacht halten sollten.

harrte ihrer ein merkwürdiger Anblick. Die Vorderseite des Grabens, vor der die Erde aufgeworfen war, war sorgfältig zugedeckt, wie befohlen war. Aber in der Mitte des Grabens erhob sich ein Turm aus Bambusrohr, etwa drei Meter über dem Graben mit einer kleinen Plattform. Auf dieser stand ein Mann, das Gewehr in der Hand und sah nach Norden. Das ganze Gebäude mußte gegen den Himmel schon auf Meilen sichtbar sein.

Billy war verblüfft.

«Was haben die denn dort gemacht?»

Er schickte den Dolmetscher hinter Wong her. Wong erschien eifrig mit gezogenem Schwert.

«Fragen Sie mal, wozu das Ding dort ist?» sagte Billy, auf den Turm zeigend.

Der Dolmetscher wiederholte die Frage des Engländers aber auf Chinesisch in etwas erweiterter Art. «Die ausgezeichnete und vertrauenswürdige rechte Hand von Chen Chi Mei bewunderte die Schönheit des mächtigen Turmes, den der tapfere Wong gebaut hatte, er wünsche zu wissen, welche gewichtigen Gründe Wong hatte, um diesen Turm zu bauen?»

Wong erwiderte ausführlich. Aber der Dolmetscher schien von der Antwort überrascht zu sein.

«Na?» fragte Billy.

«Er sagt, das ist ein Aussichtsturm.»

«Mein Gott!» sagte Eustace. «Das ist ein Beobachterposten, und den stellen sie mitten auf den Schützengraben. Das verrät ja schon auf Meilen hinaus die Stelle. Der muß gleich weg.»

Der Dolmetscher seufzte. Wongs Gesicht zeigte Bestürzung. Ein langes Hin und Her zwischen ihm und dem Dolmetscher folgte.

Wong sagte, es ist besser, daß der Turm bleibt,» sagte der Dolmetscher. «Wenn kein Beobachtungsturm da ist, bleiben die Leute nicht im Graben.»

«Ach was, der Turm muß weg,» befahl Billy

Wong ging an den Graben und gab die nötigen Befehle. Drei oder vier Mann holten das Bambusgebäude nieder. Die übrigen Leute, die bisher friedlich auf dem Boden des Schützengrabens geschlafen hatten, wachten auf und gingen an zu schwätzen. Dann kroch einer nach dem anderen aus dem Graben.

«Sagen Sie den Leuten, sie sollen dableiben,» rief Billy. Aber kein Mensch achtete auf den Befehl. Die Leute standen hinter dem Graben und sahen ihn nervös an.

«Was ist jetzt los?» fragte Billy.

Der Dolmetscher erklärte, daß ohne den Beobachtungsturm die Leute nicht im Graben bleiben würden, da er ein unerläßlicher Bestandteil des Verteidigungssystems sei.

«Wie sollen sie den Feind sehen, der aus der Entfernung kommt, wenn sie nur mit dem Kopf aus der Erde heraussehen,» sagte er, anscheinend in Sympathie mit den Leuten.

«Laß sie doch das Ding wieder aufstellen, Billy, wenn es sie glücklich macht,» riet Eustace.

Der Aussichtsturm wurde wieder aufgestellt, der Posten bezog die Plattform, und die Truppen krochen glücklich in den Graben zurück. Billy und Eustace wandten sich wieder nach den Kasernen zu. Da hielt Billy an.

«Das klang doch wie ein Schuß?»

«Ja, sicher, sagte Eustace, als pfeifend eine Kugel über ihre Köpfe flog.»

«Wir wollen zurückgehen.»

Sie gingen zu dem Graben zurück. Der Mann auf dem Beobachtungsturm stand mit dem Gesicht zur Front. Plötzlich taumelte er zur Seite und fiel in den Graben. Sofort erkletterte ein anderer den Turm. Aber nach einigen Sekunden kam er auch herunter gestürzt.

Das Feuer schien aus einer Sumpfstelle etwa dreihundert Meter nach links zu kommen.

«Laßt keinen mehr rauf!» rief Billy Wong zu. Aber Wong verstand ihn nicht, und der Dolmetscher war zur Kaserne gegangen. Am Fuße des Turmes stand schon ein anderer Chinese, bereit, hinauf zu klettern. Seine beiden Landsleute lagen in einem Erdloch, einer tot, der andere schwer verwundet, im Graben. Er mußte wissen, daß der Turm für ihn den sicheren Tod bedeutete, aber sein rundes, gelb-braunes Gesicht war ganz ausdruckslos. Es war an ihm, in den Tod zu gehen, und er nahm die Tatsache mit der philosophischen Ruhe hin, die sein Volk zu den tapfersten Kämpfern der Welt gemacht hat.

Billy trat näher, legte dem Mann die Hand auf die Schulter und hielt ihn zurück.

«Hilf mir mal, das verdammte Ding hier umzuschmeißen,» rief er Eustace zu. Die beiden rannten mit vereinten Kräften den Turm zusammen.

Inzwischen lag der Mann, der einen Schuß in den Leib bekommen hatte, auf dem Erdboden, krümmte sich ein wenig, aber kein Laut kam über seine Lippen. Seine Kameraden nahmen von ihm keine Notiz, er war verwundet, er würde vielleicht sterben, aber es ging sie nichts an, ob er lebte oder starb.

Das Feuer war stärker geworden. Billy sah, daß zwischen dem Sumpf und dem Schützengraben eine Strecke freien Landes lag, die der Feind nur mit Schwierigkeit überwinden konnte. Die meisten Kugeln flogen auch weit über sie hinweg.

«Sie können nicht schießen,» sagte Eustace. «Die beiden armen Kerle auf dem Turm haben wahrscheinlich nur durch Zufall was abbekommen.»

Er sah vorsichtig über den Rand des Grabens. Im nächsten Augenblick zog er den Kopf fluchend zurück.

«Donnerwetter, eine ist mir durch den Hut gegangen,» sagte Billy, nahm seinen Tropenhelm ab und zeigte Eustace ein Loch in der Hutspitze.

«Wir wollen mal sehen, ob es Zufall war oder ob sie einen wirklichen Schützen drüben haben,» nahm seinen Hut und hielt ihn mit einem Stock über den Graben.

«Nein — da haben wir Pech.» Er zog den Hut wieder ein und zeigte Billy die durchlöchernte Stelle. «Die haben drüben einen Scharfschützen, hoffentlich nicht zu viele.»

«Nein, ich glaube, das ist nur einer. Wo zum Teufel ist der Dolmetscher, ich muß mit Wong sprechen.»

Der Dolmetscher wurde, friedlich Opium rauchend, am Ende des Schützengrabens gefunden. Anscheinend hatte er zwar schon eine Weile geraucht, aber das Opium hatte sein Gehirn noch nicht ganz umnebelt. Er hörte durchaus, daß der Kampf begonnen hatte, aber das Ergebnis interessierte ihn gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)